

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Leise strich Fräulein v. Petershagen über die blonden Locken der Prinzessin, und indem sie sich sanft aus der Umarmung löste, sprach sie freundlich: „Sie armes Prinzeßchen! Sie liebes Kind, Sie — so beruhigen Sie sich doch! Ich wollte ja nicht hart und kalt sein, Prinzeßchen, ich wollte nur wahr sein, und die Wahrheit ist eben oft bitter.“

Auf dem breiten Gange konnten sie nicht stehen bleiben, und in diesem verzweifelten Zustand, mit den thränenden Augen, durfte die Prinzessin nicht in das Schloß zurück unter die lauernden Blicke der Schranzen und Diener. So zog Charlotte ihre kleine Durchlaucht denn in einen Seitenweg, in dem die Dämmerung schon ihre leisen Schatten warf, drückte sie sanft auf die nächste Bank nieder und setzte sich neben sie, nun ihrerseits die Hände Ulrikes umfassend. „So, beruhigen Sie sich doch, Prinzessin!“ bat sie wieder und wieder.

Aber je mehr sie auf die Prinzessin einsprach, desto heftiger flossen deren Thränen. Und dazwischen klammerte sie sich immer aufs neue an Charlotte an und flehte jetzt: „Sie müssen mir helfen, Lotti! Zu Ihnen allein hab' ich Vertrauen —“ und jammerte dann: „Ach, du bist ja auch wie die anderen, du hast mich nicht lieb! Du hast gewiß überhaupt noch nie jemand lieb gehabt, sonst würdest du anders reden, sonst würdest du wirklich mit mir fühlen und mit mir weinen als gute Freundin!“

„Liebe Prinzessin, hören Sie mich einmal ruhig an!“ sagte Charlotte endlich ernst und doch freundlich. „Wir wollen wie zwei wirkliche Freundinnen, wenn Sie gestatten, miteinander sprechen. Lassen Sie sich von mir als der Aelteren sagen: Sie müssen Ihre ungesunden Ideen sich aus dem Köpfchen schlagen. Im gewöhnlichen Leben nennt man das eine Backfischschwärmerei, und man macht wohl nicht viel Wesens daraus, denn man sagt sich mit Recht: es geht schnell vorüber. Aber bei einem Fürstenkinde, meine liebe Durchlaucht, liegt die Sache doch anders: eine Prinzeß ist mehr dem Urteil der Welt ausgesetzt und muß sich daher auch von Jugend auf mehr beherrschen lernen, darf ihre Empfindungen nicht verraten, muß energisch gegen sie ankämpfen, wenn sie einmal an der unrechten Stelle übermächtig werden —“

Anfänglich hatte die Prinzessin mit leidlicher Fassung zugehört. Nun aber unterbrach sie heftig. „Nein, Lotti, nein! Das kann und will ich alles nicht! O, ich bin gar nicht so kindisch und so dumm, wie ihr alle glaubt: ich habe mir schon alles überlegt. Ich will ihn heiraten.“

„Aber Durchlaucht —“

„Da ist gar kein Aber! Warum denn nicht? Hat denn der Biederbecker Onkel nicht sogar eine Balletttänzerin geheiratet? Und die Prinzessin Wennigstedt einen Stallmeister? Pah, ich werde meinen Kopf schon durchsetzen! Papa thut schließlich doch alles, was ich will. Und er hat ihn sogar sehr gern, das hat Papa neulich selbst gesagt. Du wirst es sehen, Lotti, du sollst es erleben! Und wenn es gar nicht anders geht, so soll er mich entführen.“

Alles das sprudelte Prinzeßchen mit Ungestüm heraus, und alles — das sagte sich Charlotte — waren Phantasien eines verzogenen Kindes, in dessen Herzen zum erstenmal die

Albert Lortzing. (S. 43)

schlummernde Seele erwacht war. Aber sie sagte sich auch, daß vielleicht doch ein Stück ehrlicher Neigung, wirklicher Liebe dabei sein mußte.

Und gerade dies that ihr so unsagbar weh.

So sprach sie denn endlich das harte Wort: „Aber, Prinzeß, wissen Sie denn, ob auch er Sie liebt?“

Der Name aber wollte ihr nicht über die Lippen, und so ruhig der Ton der Frage klingen sollte, es zitterte in ihr doch eine leise Angst, daß die Antwort anders ausfallen könne, wie sie erwartete und hoffte.

Die Prinzessin aber sah sie zuerst mit großen, fast verwunderten Augen an, ohne zu antworten. Dem Kinde, dem alle Welt bisher nur Liebe und Verehrung entgegengetragen, erschien der Sinn der Frage nicht sofort voll verständlich. So oft war ihr hier nahegelegt, dort angedeutet, vielleicht auch ausgesprochen worden, wie sie der allgemeine Liebling sei, daß sie trotz aller Bescheidenheit ihres innersten Wesens gar nicht anders glauben konnte, als daß ein Mann, den sie liebe, sie auch wiederlieben müsse. Es lag etwas Rührendes in dieser kindlichen Herzenserregung.

Aber nun brach allmählich die wahre Erkenntnis, daß es doch anders sein könne, sich in ihr Bahn. Der Ausdruck ihrer Augen umschleierte sich, und dann sprach sie ganz leise, wie traumverloren, zagend und ängstlich: „Ich weiß es nicht.“

Kaum war das Wort jedoch heraus, so jubelte sie wieder auf: „Aber Lotti, Lotti, wenn ich ihn so recht, recht lieb habe, dann soll er mich schon wiederlieben lernen. Und ich will um ihn kämpfen und ringen, leiden will ich um ihn.“

Und bei der Erinnerung an dieses „Kämpfen und Ringen“, das sie sich in ihrem krausen Köpfchen wohl ganz absonderlich vorstellte, seufzte sie auf und setzte, plötzlich wieder lächelnd, hinzu: „Ach, wie glücklich bist du doch dran, Lotti! Wenn du einen Mann lieb hast und er dich — schrumm! — dann heiratet ihr euch!“

Das kam so komisch heraus, daß auch über Charlottes ernstes Gesicht ein Lächeln huschte. Aber es kam und es ging, und sie schüttelte leise das Haupt. „Mein teuerstes Prinzeßchen, wie wenig Sie doch die Welt und die Menschen kennen!“ sprach sie, zärtlich den Arm um die schlanke Taille des Fürstenkindes legend. „Die Welt ist so ganz anders, als sie sich in Ihrem Köpfchen abmalt.“ Charlotte schöpfte tief Atem. Einen Augenblick sah sie schweigend in das grüne Laub jenseits des Weges, dann fuhr sie fort: „Teuerste Durchlaucht, ich — ich habe eine liebe Freundin, gleichalterig mit mir und etwa auch in der gleichen Lebensstellung wie ich. In einer verschwiegenen Stunde saßen wir einmal bei einander — so

ungefähr, Prinzeß, wie wir beide hier — und da erzählte sie mir eine sehr traurige Geschichte. Sie liebt einen jungen Offizier schon seit Jahren. Er ist ihrer Neigung würdig, ist brav, von gutem Geschlecht, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, beliebt bei seinen Vorgesetzten, verehrt von seinen Untergebenen —"

„Und er liebt sie wieder? Nicht wahr, er liebt sie wieder?" warf Prinzessin Ulrike lebhaft dazwischen.

„Sie — sie glaubt es, sie hofft, aber sie fürchtet es auch. Denn, liebe Prinzeß, die beiden Menschenkinder sind so arm wie die Kirchenmäuse. Und sie können sich dabei nicht wie diese in ein stilles Winkelchen verkriechen, können nicht im engen Kreise glücklich werden. Wenn er sie heiraten wollte, müßte er vielleicht gar den Abschied nehmen, und sie weiß, daß dies ihm, dem passionierten Soldaten, das schwerste Opfer seines Lebens wäre. Und auch, wenn er nicht den Dienst quittierte, so würde er durch seine Heirat in die eingeengtesten Verhältnisse kommen, für die er — und, wie ich glaube, auch sie — nicht geschaffen sind."

„O, o!" machte die Prinzessin. „Wenn man sich so recht lieb hat, dann kann man gewiß auch in einer Hütte glücklich sein!"

Ein bitteres Lächeln trat auf die schönen Züge der Hofdame. „Das ist eine Romanphrase, Prinzeßchen. Glücklich sein, ja! Anfangs wenigstens! Doch glücklich bleiben — nimmermehr! Und nun hören Sie weiter. Meine Freundin ist ein verständiges Mädchen, sie weiß sich zu beherrschen. Aber gesellige Beziehungen führen sie häufig mit ihrem — mit ihrem Freunde zusammen, und die Kraft hat sie denn doch nicht, ihm ganz auszuweichen, denn schon sein Anblick, jedes Wort von seinen Lippen beglückt sie."

„Das kann ich mir denken! Das weiß ich von mir selbst, Lotti!" seufzte Ulrike, und dabei lächelte sie in seliger Schwärmerei.

„Aber, Prinzessin, jede Minute des Zusammenseins mit ihm ist meiner armen Freundin auch eine bittere Qual. Denn sie fürchtet jedesmal, daß eine entscheidende Frage auf seine Lippen tritt. Noch hat er ihr nie — niemals von Liebe gesprochen, aber daß diese Frage einst kommen muß, das weiß sie. Und dann kommt für sie zugleich die traurigste Pflicht, dann muß sie ihm mit blutendem Herzen ihre Hand verweigern." Die volle Stimme Charlottes sank zu einem tonlosen Flüstern voll Weh herab, als sie fortfuhr: „Verweigern, Prinzessin! Sie wird ihm nicht sagen: „Sieh, mein Freund, ja, ich liebe dich — aber die Verhältnisse trennen uns." Sie weiß zu gut, daß er schneller und leichter überwinden wird, wenn sie ihm sagt: „Ich achte dich, aber ich liebe dich nicht." Besser ein großer Schmerz als ein Hinziehen des Leids durch Tage, Wochen, Jahre! Seine Wunde wird sich schließen — schnell vielleicht, sehr bald — er soll und wird ein anderes Glück finden! Ihr Herz aber wird brechen."

Sie stockte. Und wie die Prinzessin jetzt zu ihr aufblickte, da sah sie eine große, schwere Thräne langsam über die Wange des jungen Mädchens hinabrinnen. Und sie rief erschrocken: „Charlotte, liebe Lotti — du — du selbst —"

Und diesmal legte die Aeltere, wie Anlehnung suchend, ihr Haupt an die Wange der Jüngeren, und dann weinten beide.

Im Buschwerk aber schlug die Nachtigall, und der Jasmin duftete.

— — — — — — — — — —



Die neue Winteruniform unserer Chinatruppen. (S. 43)
Nach einer Photographie von Selle & Kuntze in Potsdam.

Monsieur Dututel war zu Serenissimus befohlen.

Monsieur Dututel war sehr aufgeregt darüber, denn es war ihm in seinem Leben erst zweimal ein Gleiches passiert. Das erste Mal, als seine Eheliebste gestorben war; da hatte der gnädige Fürst ihm persönlich die Hand drücken wollen. Das zweite Mal, als Seine Majestät der Kaiser ein Frühstück in Elwersburg einzunehmen geruhten; da hatte es wegen des Menüs eine große Konferenz gegeben, sintemal „oben" der Entwurf dreimal als zu kompliziert verworfen worden war.

Was nun diesmal auf dem Tapet stand, ahnte der arme Dututel nicht. Weingärtner, der ihm die Ordre überbrachte, hatte nur ein diplomatisches Lächeln gehabt. Es war aus ihm absolut nichts herauszubringen gewesen, obwohl Dututel ihn behandelte wie eine Zitrone unter der Presse. Schließlich hatte der große Kochkünstler wohl nicht mit Unrecht gedacht: „Er mackt sich ein so kluges Gesicht, daß er am Ende gar nix weiß!" und laut gesagt: „Was soll ick anziehen?"

„So wie Sie da sind, sollen Sie kommen! Gleich! haben Serenissimus befohlen. Das heißt also im Amtsanzug," entgegnete der Kammerdiener.

Was dieser Weingärtner manchmal für ein ironisches Lachen haben konnte! Im Amtsanzug! Nun, Monsieur Dututel brauchte sich seiner weißen Jacke nicht zu schämen. Schnell band er eine frische Schürze um, steckte den rechten Zipfel kokett auf, strich sich noch einmal über die kurzgeschorenen Haare, nahm die weiße hohe Mütze in die Hand und stieg scheinbar gleichmütig die Treppen hinauf.

Aber das Herz pochte ihm doch gewaltig. Es war ja stadt- und landbekannt, bis an die äußerste Grenze Elwersburgs, wie gütig der Fürst war, aber — aber —

Wenn irgend ein Untergebener unvermutet zu irgend einem Vorgesetzten berufen wird, denkt er nun einmal stets nicht daran, daß ihm ja auch ein Lob, eine Anerkennung bevorstehen könnte. Er denkt meist nur daran, was er für Sünden auf dem Gewissen hat, die „dort oben" wohl zur Erörterung kommen könnten. Und er hat im großen und ganzen meist recht mit seinen trüben Vermutungen, während er in den Einzelheiten regelmäßig vorbeischießt.

So dachte Monsieur Dututel denn auch, während er die Treppen hinaufstieg, daran, daß der Fürst neulich die Arrangements eines Büffetts getadelt haben sollte; er dachte weiter an eine zu stark gesalzene Potage Windsor, er dachte an einen Rehziemer, den er selbst für etwas zäh gehalten hatte, er dachte endlich auch daran, daß der Oberstleutnant neulich bei der Durchsicht der Küchenrechnungen die Stirn so merkwürdig krausgezogen hatte.

Und dann stand er plötzlich vor Serenissimus, der an seinem Arbeitstisch saß, und er hörte, wie der Herr Oberstleutnant, der links neben dem Fürsten am Tisch lehnte, halblaut sagte: „Eure Hoheit — Dututel."

Der Herr wandte sich ein wenig um und lächelte.

Und wie Dututel dies Lächeln sah, fiel ihm das Herz erst recht in die weißen weiten Höslein. Denn er hatte so eine dunkle Empfindung, daß wenn hohe Herren lächeln, das immer eine üble Vorbedeutung ist. Wie man so im gewöhnlichen Leben sagt — „das dicke Ende kommt nach".

Da begann Serenissimus auch schon: „Seh'n ja prächtig aus, Dututel. Ordentlich ein kleines Bäuchelchen angemästet."

Es betraf am Ende doch die Küchenrechnungen.

„Ja, ja! So geht's! Sie lassen sich nichts abgehen unten, und wir müssen vorliebneh-

men ... ja! Na, wir sind ja nicht gerade übermäßig verwöhnt —"

Sollte er doch die versalzene Suppe oder den nichtsnutzigen Rehziemer im Sinn haben?

„Und wir müssen schon mit dem zufrieden sein, was Sie uns da unten zurechtbrodeln. Na, Alterchen, lassen wir's gut sein. Es giebt schon noch schlechtere Küchenchefs als unseren Dututel."

Der Koch raffte seinen Mannesmut zusammen und stammelte, da Serenissimus eine kleine Pause zu machen geruhten: „Gar zu gnadigst —"

Aber nun richtete der Fürst sich ein wenig auf. „Lieber Dututel, der Herr Oberstleutnant hat mir vorhin Vortrag gehalten —"

O weh, also doch die vermaledeiten Rechnungen. Nun, gottlob, seine Seele war rein; gut Essen kostet eben Geld!

„Es ist eine verfahrene Geschichte, durch Sie verfahren, lieber Dututel, aber wir wollen sie schon wieder in Ordnung bringen."

Jetzt knickte der Koch förmlich zusammen. Eine verfahrene Geschichte? Was mochte das sein? Was konnte das sein? Er verstand auch die Bedeutung des Ausdrucks „verfahren" nicht recht, und da fiel ihm plötzlich ein, daß die Hofkammer sich einmal über die vielen Holzfuhren für die fürstliche Küche beschwert hatte, und daß ein frecher Diurnist, solch windiger Schreibergeselle, der ihm die Zusammenstellungen überbrachte, ein Wort hatte fallen lassen, ähnlich wie: „Fräulein Rose liebt wohl auch gutgeheizte Zimmer."

Und so platzte er heraus: „'oheit wollen pardonnieren. Es ist eine infame Lüg'. Meine Tochter —"

Serenissimus schüttelte das Haupt. „Ach was — Ihre Tochter! Lassen wir die mal zunächst aus dem Spiel. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Ihren Sohn."

Und nun fuhr der Fürst lebhafter fort: „Ich habe mich immer für den Jungen interessiert. Es steckt ein schönes, ein großes Talent in ihm, und es war bitter unrecht von Ihnen, Dututel, daß Sie den Burschen in seiner künstlerischen Entwickelung zu hemmen versuchten. Nun, er ist auch so seinen Weg gegangen, und wie mir der Herr Oberstleutnant vorhin vorgetragen hat, gewann er jüngst auf der Akademie den ersten Preis. Das will etwas besagen, Dututel — Ihre Kunst in Ehren — mehr, als wenn Sie ein delikates Ragout von Krebsschwänzen oder ein excellentes Salmi von Rebhühnern fabrizieren. Kurz und gut: der Junge ist jetzt ein gemachter Mann, er hat sich wenigstens seine ersten Sporen verdient. Und nun höre ich, daß Sie sich immer noch nicht mit ihm aussöhnen wollen, Sie alter Eisenkopf, der Sie sind! Was — ist es wirklich so?"

Seit der Fürst sein eigentliches Thema angeschlagen hatte, war Dututel wie verwandelt. Er reckte sich ordentlich, er wuchs. Und sein gutmütiges Gesicht nahm einen Ausdruck von finsterer Entschlossenheit an.

„Ist es wirklich so?" wiederholte Serenissimus noch einmal.

„Halten zu Gnaden! — es sein, wie Eure 'oheit saggen. Hat der René gewandt seinem Vater den Rücken, hat er gesprocken schlecht von das väterliche Metier, von die Kunst seines Geslechts, muß er auch tragen die Folg'. Es sein aus zwischen ihm und mich — ganz aus."

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Sie sind ein Narr, Dututel. Ein eigensinniger Narr. Sie wissen auch gar nicht, was Sie thun, und man muß Mitleid mit Ihnen haben. Sie sollten einmal in Berlin in der Nationalgalerie die herrliche Prometheusgruppe sehen, die ein gewisser Müller geschaffen, und der war auch einst Küchenjunge. Gar nicht weit von hier, bei meinem Vetter. Nun, und wenn Professor Müller einmal Elwersburg besuchen wollte, dann würde ich es mir zur Ehre rechnen, ihn zur Tafel zu ziehen. Verstehen Sie, Dututel? So kann es Ihnen schließlich noch begegnen, daß Sie einmal für Ihren René, der an meiner Tafel sitzt, kochen müssen! — Nun?"

„Eure 'oheit halten zu Gnaden! 'oheit können invitieren, wen Eure 'oheit wollen, und der Dututel hat zu kochen, auch für den René, wenn Eure 'oheit wirklich befehlen. Aber darum sein es doch aus zwischen ihm und mich — ganz aus."

„Was sagen Sie nun, L'Estrange? Ist mit diesem Dickschädel wohl zu reden? Da muß ich denn doch andere Saiten aufziehen." Der Fürst hatte ein elfenbeinernes Lineal vom Tisch genommen und accentuierte mit diesem energisch seinen nächsten Satz: „Nun also, Dututel! Wenn Sie nicht im guten wollen, so **befehle** ich Ihnen, sich mit Ihrem Sohn zu vertragen, ihm väterlich die Hand zur Versöhnung zu reichen." (Fortsetzung folgt.)



Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach †.
Nach einer Photographie von Hofphotograph Hertel in Weimar.

Illustrierte Rundschau.

Vor fünfzig Jahren, nämlich am 21. Januar 1851, starb zu Berlin **Albert Lortzing**, dessen Hauptwerke noch auf allen Opernbühnen gegeben werden und in diesem halben Jahrhundert nichts von ihrem Reiz und ihrer Volkstümlichkeit eingebüßt haben. Lortzing war am 23. Oktober 1803 zu Berlin geboren und wirkte zuerst als Schauspieler und Sänger, dann als Kapellmeister an verschiedenen Bühnen. Er starb in Armut und Dürftigkeit. In seinen besten Werken: „Zar und Zimmermann", „Waffenschmied", „Der Wildschütz", „Undine" gestaltete er mit Meisterschaft das Anmutige und Heitere und noch mehr das Humoristische und Gemütlich-Komische. — In den von den internationalen Streitkräften besetzten Teilen des „Reiches der Mitte" ist der Winter recht streng; die Herausgabung der **neuen Winteruniform für unsere Chinatruppen** wurde von diesen daher mit lebhafter Freude begrüßt. Der Stoff des dafür gewählten Uniformtuches hat die Schwere einer guten Winterware und eine als „Feldgrau" bezeichnete Farbe. Letztere macht sich besser als die sich mehr der Lehmfarbe nähernde Khakifarbe und tritt dabei ebensowenig im Gelände hervor wie diese. — Der in Weimar aus dem Leben geschiedene **Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach** stand im 83. Lebensjahre. Er war am 24. Juni 1818 geboren, vermählte sich 1842 mit der Prinzessin Sophie Luise der Niederlande und trat am 8. Juli 1853 die Regierung an. Politisch ist der verstorbene Großherzog, der in der Bevölkerung seines Landes hochgeachtet und sehr beliebt war, wenig in den Vordergrund getreten, um so eifriger war er künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zugeneigt. In den letzten Jahren trafen den Großherzog herbe Schicksalsschläge. Sein einziger Sohn, Erbgroßherzog Karl August, starb 1894, und drei Jahre später verlor der greise Fürst seine Gattin. 1900 wurde der jüngste Enkel des Großherzogs, Prinz Bernhard Heinrich, im Alter von 22 Jahren jäh dahingerafft. Dessen älterer Bruder, Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, geboren am 10. Juni 1876, ist nun seinem Großvater auf dem Throne gefolgt. — Das bekannte **Hotel Axenstein am Vierwaldstättersee** oberhalb Brunnen ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Das mitten in der Nacht ausgebrochene Feuer soll nach einer Lesart durch Blitzschlag entstanden sein; nach einer anderen hätten Einbrecher, nachdem sie das Silberzeug aus dem zur Zeit außer Betrieb stehenden Hotel gestohlen, das Gebäude in Brand gesteckt. — Die Reihe der Festlichkeiten in Berlin zur Zweijahrhundertfeier des Königreichs Preußen begann mit dem von Dilettanten aufgeführten historischen **Festspiel „Hohenzollern"** von Axel Delmar im **Neuen königlichen Operntheater** (Kroll). Das Stück schildert in zehn Bildern die bemerkenswertesten Phasen der preußischen Geschichte von den Uranfängen der Zollernherrschaft in der Mark bis zum Siege von Sedan. Höchst wirkungsvoll war unter anderen die Scene, welche den **Großen Kurfürsten in Königsberg** vorführt, wo ihm das Volk huldigt.

In der Dorfschmiede.

(Mit Bild auf Seite 45.)

Etwas klobig und primitiv sieht alles in der Dorfschmiede aus, wohin uns R. Epps Gemälde (siehe den Holzschnitt auf S. 45) versetzt, aber der Meister, der darin thätig ist, versteht sein Handwerk aus dem Grunde. Neugierig schaut ihm das Geschwisterpaar zu, wie die Funken sprühen, und das glühende Eisen unter den kraftvollen Schlägen des Schmiedes seine Form verändert. Sie sind eben mit einem Auftrage vom Bauernhofe an den wohlbekannten Meister abgeschickt worden, während das dritte Kind, das als Begleiter der beiden anderen mitgekommen ist, seine Kraft an dem schweren Schmiedehammer übt.

Die Tränke in der Felsenschlucht.

Australische Erzählung von **Val. Fern.**

1.

Seit Jahren hatte der reiche Squatter David Beverley die ausgedehnten Weidedistrikte auf und bei der Dunlop-Hügelkette in Australien, welche ein Nebenflüßchen des Darling durchschlängelt, allein benutzt, da erhielt er zu seinem Mißvergnügen im Norden einen Nachbar, nämlich einen Deutschen, Martin Diezmann, welcher das Land gekauft hatte und sich dort mit seiner Familie niederließ, um ebenfalls Schafzucht zu treiben.

Die Grenze zwischen den Weidedistrikten der beiden Squatter bildete das erwähnte, dem Darling zuströmende Nebenflüßchen, welches in heißen Sommern zuweilen versiegte, so daß das Strombett zu einer Reihe von morastigen Lachen wurde. Derartige Bäche und Flüßchen giebt es im Inneren Australiens sehr viele, deren Wasser meistens seicht und knapp ist, die aber auch bisweilen nach plötzlichen Regengüssen zu wütenden Strömen anschwellen, deren Gewalt alles mit sich fortreißt.

Zuerst waren die nachbarlichen Beziehungen der beiden Squatter in den Dunlop-Hügeln nicht gerade unfreundlicher Art. Martin Diezmann hatte mit seiner Frau und seinen erwachsenen Söhnen Georg und Ernst, von denen der



Das Hotel Axenstein am Vierwaldstättersee vor dem Brande. (S. 43)

erstere verheiratet, der zweite aber noch ledig war, gleich nach der Ankunft einen Besuch bei Mr. Beverley abgestattet, und ein Gegenbesuch war die Folge gewesen. Das beiderseitige Einvernehmen blieb eine Weile ziemlich gut, bis die Liebe sich einmischte und, wie so oft, Zwietracht stiftete. Beverley hatte eine zwanzigjährige Tochter, Namens Hattie, welche dem jungen Ernst sichtlich gefiel. Auch die junge Dame schenkte ihm ihre Zuneigung; hatte sie doch in der australischen Einsamkeit, in welcher sie lebte, bisher niemals Gelegenheit gehabt, einen so hübschen und liebenswürdigen jungen Mann wie Ernst Diezmann kennen zu lernen.

Fortan suchten und fanden die beiden Liebenden sich häufig; besonders bei Gelegenheit von Spazierritten wußten sie sich zu treffen. Hattie tummelte seit ihrer Neigung für Ernst viel eifriger als sonst ihr Ponypferdchen im Freien. Dann fügte es sich von selbst, daß sie dem jungen Mann irgendwo begegnete.

Endlich fiel das doch ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Brüdern auf. Es wurde darüber weiter nachgeforscht, und die ganze Sachlage kam bald an den Tag. Zornig sprach Mr. Beverley ein Machtgebot, um der Liebelei ein Ende zu bereiten. Hattie weinte deshalb heiße Thränen, wagte aber nicht zu widerstreben.

Mehr noch! Ihr Vater ließ ein Pferd satteln und ritt nach der deutschen Schäferei, um auch ein ernstes Wörtchen über die Sache mit dem Nachbar und dessen Sohne Ernst zu reden. Er traf beide zu Hause an.

Nachdem er sie mit kühler Höflichkeit begrüßt hatte, sagte er: „Sir, was mich herführt, ist dieses: Ihr Sohn da hat es wohl auf meine Tochter Hattie abgesehen."

„Das glaube ich auch schon bemerkt zu haben," versetzte gleichmütig Diezmann.

„Es ist wahr, ich liebe die schöne junge Dame von ganzem Herzen," gestand freimütig Ernst. „Und auch sie ist mir zugeneigt."

„Davon will ich durchaus nichts wissen, Sir!" versetzte Beverley schroff. „Meine Hattie soll keinen Deutschen heiraten."

„Wir sind Ihnen wohl nicht gut genug, Sir?"

„So ist's! Ich gehöre selbst zu den Alteingesessenen, und meine Tochter soll auch einen echten Australier heiraten."

„Sehen Sie sich wohl vor, Sir!" sprach mit einem Anflug von Spott der deutsche Squatter. „Wenn wir auch nicht das Glück haben, zu den Alteingesessenen hier in Australien zu gehören, so sind wir doch wenigstens als ehrliche Leute von Deutschland herübergekommen. Das können so manche der „Alteingesessenen" von ihren Vorvätern nicht behaupten. Es giebt manchen reichen und großthuenden Gutsbesitzer hier zu Lande, dessen Großvater oder Urgroßvater in England dem Galgen nur dadurch entging, daß man ihn zur lebenslänglichen Deportation nach Australien begnadigte. Wie Sie hören, Sir, habe ich wohl einige Kenntnis von der berühmten australischen „Aristokratie", von der „Gentry", deren Stammbaum so häufig, wenn man ihn genau untersucht, einem altenglischen Galgen merkwürdig ähnlich sieht."

Beverley erbleichte leicht und murmelte etwas Unverständliches. Möglicherweise war es auch mit seinem Großvater oder Urgroßvater nicht so ganz richtig gewesen; vielleicht hatte derselbe damals die Ueberfahrt nicht zu bezahlen nötig gehabt, sondern war auf Kosten der Regierung herübertransportiert worden. Jedenfalls hielt der reiche Squatter es nicht für angemessen, sich auf dieses heikle und unerquickliche Thema näher einzulassen. Er ignorierte daher mit finsterer Miene die Anspielung und sagte kalt: „Mit unserem nachbarlichen Verkehr soll es von jetzt an gänzlich vorbei sein. Ich besuche Sie heute zum letztenmal, um Ihnen zu sagen, daß ich mir in Zukunft Ihre ferneren Besuche verbitten muß."

„Ganz wie es Ihnen beliebt, Sir," versetzte gelassen Diezmann. „Wir drängen uns niemand auf und können hoffentlich auch recht angenehm ohne Ihre Bekanntschaft existieren. Leben Sie also wohl!"

Beverley nickte stolz mit dem Kopfe zum Abschied. Dann verließ er die deutsche Schäferei und ging draußen zu seinem Pferde hin.

Nahe bei demselben lungerte ein Schwarzer herum, ein alter Bursche, der Jacky hieß. Er sah einigermaßen zivilisiert aus, denn er trug einen abgetragenen, zum Teil schon zerlumpten



Scene aus dem im Neuen königlichen Operntheater (Kroll) in Berlin aufgeführten Hohenzollernfestspiel: Der Große Kurfürst in Königsberg. (S. 43)

Nach einer Photographie von Georg Busse in Berlin.



In der Dorfschmiede. *Nach einem Gemälde von R. Epp.* (S. 43)

Anzug und auf dem Kopfe einen alten weißen Cylinderhut voller Löcher und Beulen.

Jacky hatte sich seit langen Jahren den Weißen angeschlossen und war infolge des täglichen Verkehrs mit ihnen der englischen Sprache ziemlich mächtig. Dabei besaß er aber noch alle Instinkte des Wilden und konnte sich eben deshalb den Squattern auf mancherlei Art nützlich machen. Früher hatte er bei Beverleys Station eine kleine Hütte bewohnt und sich da zu allerlei Dienstleistungen brauchen lassen. Dann aber war er, nachdem er unschuldigerweise wegen eines ihm fälschlich zur Last gelegten Diebstahls arg mißhandelt worden, grollend zu den Deutschen gezogen, deren Freundlichkeit und Gutherzigkeit ihm wohl gefiel.

Der regelmäßigen schweren Arbeit war er freilich abhold; dergleichen zu verrichten hielt er unter seiner Würde. Aber als Botenläufer und für ähnliche Dienste war er gut zu verwenden; besonders auch, wenn es galt, verlaufenes Vieh — Pferde, Ochsen oder Schafe — aufzuspüren; mit unfehlbarer Sicherheit wußte er in solchen Fällen die richtigen Spuren aufzufinden und verlor sie dann nicht wieder, selbst nicht auf felsigem Grund. Er war ein treuer Wächter für die deutsche Schäferei, sogar ein noch zuverlässigerer als der große Hofhund, eine graue Dogge, mit welcher er in zärtlicher Freundschaft lebte.

„Jacky, komm her und halte mir den Steigbügel!“ rief Beverley.

„Das thue ich nicht!“ versetzte der Schwarze grinsend.

„Du verwünschter alter Taugenichts!“

„Bin kein Taugenichts! Du aber bist ein böser Herr! Puha — ich hasse dich!“

„Du fauler schwarzer Schuft!“

Der Squatter schlug erbost mit der Reitpeitsche nach dem Schwarzen. Doch Jacky machte behende einen Seitensprung und wurde nicht getroffen.

Darauf schwang Beverley sich ohne Hilfe in den Sattel und sprengte davon, während der Schwarze drohend die geballte Faust hinter ihm her schüttelte.

Drinnen im Hause standen der alte Diezmann und Ernst am offenen Fenster und sahen, wie der Nachbar fortritt.

„Nun ist also dein schöner Traum vorbei,“ sagte der deutsche Squatter zu seinem Sohne. „So besessen vom Hochmutsteufel ist der Vater deiner Auserkorenen, daß du keine Hoffnungen mehr hegen darfst.“

„Das scheint ja allerdings so,“ versetzte Ernst betrübt. „Ein Trost aber ist's doch, daß bisher noch kein anderer Freier für Hattie sich gemeldet hat. Deshalb will ich noch nicht ganz verzagen.“

Sein Vater zuckte die Achseln, und beide machten sich wieder emsig an ihre gewöhnliche tägliche Beschäftigung. Es ist ja immer das beste Mittel, durch fleißige Arbeit Aerger und Kummer entweder gänzlich zu bannen oder doch zu mildern.

2.

Der australische Hochsommer kam heran, nämlich die Weihnachtszeit, welche dort in der sengenden Sonnenglut und im schlimmsten Staube bei weitem nicht so vergnüglich ist, wie bei uns zu Hause in Deutschland unter schneebedeckten Dächern, hinter gefrorenen Fensterscheiben beim warmen Kachelofen.

Die Hitze war von Woche zu Woche immer ärger geworden, und seit Monaten kein Regentropfen gefallen. Das Gras vertrocknete zu Heu, das Laub verdorrte und fiel raschelnd von den Bäumen. Die Quellen versiegten, so auch die Bäche und Ströme, zunächst die kleineren, dann die größeren Wasserläufe. Das Nebenflüßchen des Darling zwischen den Dunlop-Hügeln wurde zuerst ein kleines, schmales, armseliges Rinnsal, welches immer mehr hinschwand, bis endlich eine Reihe stagnierender Wasserlachen entstand, die allmählich auch austrockneten.

Nur an einer Stelle, und zwar in einer tiefen, kühlen Felsenschlucht, hatte der sonst versiegte Bach eine ansehnliche Wassermenge in einer großen Bodenvertiefung noch übrig gelassen. Diese kesselförmige Schlucht, in welcher die Wände wie Mauern ringsum zwanzig bis dreißig Meter emporragten, hatte einen engen Eingang an der Nordostseite und ebenso schmal war der Ausgang am südwestlichen Ende.

Etwa zwei Kilometer entfernt von der Schlucht befanden sich auf einer Anhöhe die Gebäude der deutschen Schäferei.

Mr. Beverleys Haus lag drei Kilometer davon im Süden. Derselbe hatte sich eines Nachmittags mit einem seiner Söhne nach dem natürlichen Wasserbehälter in der geschilderten Felsenschlucht begeben, und zwar waren sie vom Südwestende eingedrungen, um dort einige Schäfer zu überwachen, welche abwechselnd Schafe, Rinder und Pferde hineintrieben, um sie zu tränken.

Weil auf Hunderte von Kilometern in der Runde diese tiefe Schlucht die einzige Stelle war, welche erfrischende Kühlung bot und somit einigen Schutz vor der erschlaffenden furchtbaren Hitze, hatte Hattie ihren Vater und ihren Bruder begleitet. Sie saß bei ihnen auf einem Felsblock. Ihr Pony weidete in ihrer Nähe.

Da kamen vom Nordostende herein Diezmann, Georg und Ernst mit den Pferden, um diese zu tränken. Auch hatten sie einige Wasserfäßchen mitgebracht, welche sie füllen wollten.

Finster schaute Beverley sie an und sprach: „Dies Wasserloch ist mein Eigentum! Ich verbiete Ihnen, dieses Wasser als Tränke zu benutzen.“

„Sie sind im Irrtum, Sir,“ antwortete erstaunt der deutsche Squatter. „Sie haben mir hier gar nichts zu verbieten. Der Bach bildet die Grenze. Da er mitten durch diese Schlucht fließt, gehört die eine Hälfte desselben, also auch die Hälfte des Wassers mir.“

„Der Bach ist versiegt.“

„Ja, aber dies Wasser ist ein Ueberrest davon, und daran habe ich ebensoviel Recht wie Sie.“

„Nicht doch! Wenn Sie durch die Länge der Schlucht eine gerade Linie ziehen vom Eingang zum Ausgang, so werden Sie finden, daß dies Wasserloch auf meiner Seite — nämlich auf der südlichen Seite sich befindet. Es gehört also mir ganz allein.“

„Auf solche Spitzfindigkeiten lege ich keinen Wert. Das sind Advokatenkniffe. Wollen Sie darauf hin einen Prozeß anfangen, so thun Sie es.“

„Ich habe zuerst diese Tränkstelle entdeckt, seit Jahren dieselbe in Notfällen, so wie jetzt, benutzt, also bin ich der rechtmäßige Besitzer.“

„Nein, Sir! Ich sage, dieser natürliche Brunnen gehört jedem, der Durst hat: Weißen und Schwarzen, Menschen und Vieh.“

„Durchaus nicht! Denn dies Wasser muß sorgsam gespart werden. Wenn ich einen Prozeß gegen Sie anstrengte —“

„So würden Sie ihn hoffentlich verlieren; so viel Vertrauen habe ich doch zur australischen Gerechtigkeit. Ein Richter, der noch eine Spur von gesundem Menschenverstande besitzt, müßte jedenfalls zu meinen Gunsten die Sache entscheiden. Sie aber hätten eine gepfefferte Kostenrechnung zu bezahlen.“

„Pah! Mein Advokat würde Sie bald eines anderen belehren: ich brauche ihn aber gar nicht zu bemühen. Sir, wir sind hier zu sechs; Sie sind nur zu dreien; also sind wir die Stärkeren.“

„Sie wollen Gewalt brauchen?“

„Wenn es sein muß, ganz gewiß. Das Wasserloch gehört mir.“

„Das ist ja unerhört!“

„Mein Recht auf diese Tränke will ich unter allen Umständen behaupten,“ sagte Beverley. „In der Not ist jeder sich selbst der Nächste.“

Unterdessen hatten Hattie und Ernst einige ebenso verliebte wie besorgte Blicke gewechselt. Diezmanns Pferde waren getränkt, und die Wasserfäßchen gefüllt worden, welche seine Söhne dann den Pferden in zweckmäßiger Weise aufluden.

„Diesmal mag es noch so hingehen,“ sagte Beverley. „Aber kommen Sie nicht wieder hierher!“

„Ich werde hierher kommen und das Wasserloch benutzen, so oft es mir beliebt,“ versetzte barsch der deutsche Squatter.

„Sehen Sie sich wohl vor!“

„Das werde ich gewiß thun. Uebrigens verachte ich Ihre Drohung.“

„Es könnte ein Unglück geben.“

„Wir werden uns das nächste Mal mit Waffen versehen, um, wenn es denn durchaus nicht anders sein kann, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen.“

Darauf machten die Deutschen sich zum Abzug fertig.

In diesem Augenblicke kam Jacky in die Schlucht gelaufen, und zwar in größter Hast.

„Schnell fort!“ keuchte er. „Große Gefahr!“

„Wieso?“ fragte Diezmann.

„Bald viel Wasser, sehr viel Wasser, ungeheuer viel Wasser! Horcht, es donnert schon!“

In der That vernahm man schwaches Donnergrollen. Doch war der Himmel über der Schlucht noch blau und heiter.

„Nun, um so besser!“ meinte der Deutsche. „Möchte endlich ein tüchtiges Gewitter uns den erwünschten Regen bringen.“

„Sir, eilt!“ mahnte der Schwarze dringend. „Bös Wasser, sehr bös, wenn's kommt!“

Und er lief voraus.

Gemächlicher folgten die Deutschen, welche noch nicht recht Jackys eigentliche Meinung begriffen. Hatten sie doch etwas so Furchtbares, wie das, was sich nun ereignen sollte, noch nicht in Australien erlebt, ebensowenig ihr feindselig gesinnter Nachbar.

In der Schlucht bei der Tränke blieb Mr. Beverley zurück mit seinem Sohn, seiner Tochter, den vier Schäfern und etlichen hundert Schafen, sowie mehreren Reitpferden.

Als die Deutschen aus der Schlucht heraus und auf die Höhe kamen, sahen sie, wie im Norden der Himmel von pechschwarzem Gewölk völlig verhüllt war, aus welchem fortwährend grelle Blitze hervorzuckten. Immer rascher und unheimlicher zog das entsetzliche Gewitter heran. Immer deutlicher hallten die Donnerschläge.

Die drei eilten so rasch wie möglich mit den unruhigen Pferden nach dem Wohnhause, das auf demselben Hügelkamme errichtet war, welchen die Schlucht durchzog.

Immer heftiger donnerte es. Sonst war es totenstill in der Natur; kein lebendes Wesen schien sich zu regen. Kein Vogel zwitscherte in der Luft, kein Schmetterling flatterte, kein Käferchen schwirrte umher. Kein Schafeblöken, kein Rinderbrüllen, kein Pferdegewieher. Instinktmäßig hatten die Tiere die Niederungen verlassen und sich auf höher gelegenes Land begeben. Alle schienen sich zu ängstigen vor den kommenden Schrecknissen.

Das Haus wurde erreicht, als die ersten schweren Regentropfen fielen. Dann aber strömte es auch sogleich wolkenbruchartig herab.

„Ein Glück, daß ihr da seid!“ rief Frau Diezmann, welche mit ihrer Schwiegertochter, der jungen Gattin ihres Sohnes Georg, in

der geöffneten Hausthür stand. „Es kommt ja ein furchtbares Wetter über uns!"

„Gut ist's," meinte der Squatter. „Wir hätten uns unter solchen Umständen die Mühe des Wasserholens ersparen können."

„Das bißchen Wasser, das hier niederfällt, ist nicht so schlimm," sagte Jacky. „Dies ist kein bös Wasser. Aber da — da kommt's heran — sehet einmal!"

Er zeigte auf einen Teil des durch die lange Dürre ausgetrockneten Flußbettes hin, das man vom Hause aus sehen konnte. Zugleich wurde ein donnerähnliches Brüllen und Tosen vernehmlich und immer stärker.

Eine ungeheure Wasserflut wälzte sich mit rasender Schnelligkeit tosend und schäumend durch die Flußniederung.

Das geschieht zuweilen in Australien, wenn im Innern des Kontinents, vielleicht über Hunderte von Quadratmeilen sich erstreckend, solche Gewitterregen niedergegangen sind. Dann werden sehr schnell alle die ausgetrockneten Bäche und schlammigen Flüsse in wütende Ströme verwandelt.

„Haha! Er wird ersaufen!" hohnlachte der Schwarze.

„Wer?"

„Beverley! Das ist gut so."

„Himmel!" rief Ernst erregt. „Und Hattie?"

„Miß Hattie muß auch ersaufen. Alle, alle, die darin sind in dem tiefen düsteren Felsenloch. Menschen und Schafe und Pferde!"

Wie ein schwarzer Dämon tanzte Jacky vergnügt umher, so groß war seine Freude über das Unheil, welches über den reichen Squatter hereinbrechen mußte.

„Werden die Unglücklichen von dieser furchtbaren Flut in der Schlucht überrascht, so sind sie sicherlich verloren," meinte Diezmann. „Und es ist leider nicht zu bezweifeln, daß sie noch darin sind."

„Das wäre gräßlich!" rief Ernst. „Wir müssen Hattie zu retten versuchen! Und auch die anderen, obgleich Beverley sich schlecht gegen uns benommen hat."

„Es ist unmöglich! Auf welche Weise sollten wir sie herausholen, da wir doch selbst nicht mehr in die Schlucht eindringen können?"

„Aber es ist in der Schlucht auf deren Nordseite — also auf unserer Seite — unten ein erklimmbarer Felsenvorsprung. Da hinauf können sie sich retten."

„Nein!" schrie der Schwarze grinsend. „Vor zwanzig Jahren habe ich das einmal gesehen: da lief die Schlucht beinahe ganz voll Wasser."

„Um so mehr müssen wir eilen, bevor die eindringende Flut so hoch steigt!" rief Ernst.

Er holte rasch ein zusammengerolltes langes, starkes Seil.

„Vorwärts! Kommt mit mir!"

„Bleibt lieber hier!" rief ängstlich Frau Diezmann. „Geht nicht fort! Bedenkt — wenn ein Unglück geschähe, der Blitz hier einschlüge?"

„Hoffentlich hat's damit keine Not! Das Gewitter ist ja, wie man sieht, drüben im Südwesten viel schlimmer noch als bei uns. Dort entfaltet es die größte Wut."

„Beverley sagte vorhin, in der Not sei sich jeder selbst der Nächste," sprach Diezmann. „Ich will ihm zeigen, daß ich edlere Grundsätze habe. Vorwärts also!"

Die drei Deutschen eilten fort, unbekümmert um den strömenden Regen. Jacky wollte nicht mitlaufen. Mürrisch verkroch er sich irgendwo vor dem Unwetter. Vielleicht ärgerte er sich darüber, daß er die ihm befreundeten Squattersleute vorzeitig aufmerksam gemacht auf die furchtbare Gefahr, in welcher der ihm verhaßte Beverley mit den Seinen sich befinden mußte.

3.

Noch waren Beverley und seine Leute mit dem Tränken der Schafe eifrig beschäftigt, als plötzlich der blaue Himmelsstreifen oben über der Schlucht sich unheimlich verfinsterte, und Regentropfen niederfielen. Dann blitzte es stark, und heftiges Donnergrollen folgte.

„Ein Gewitter!" rief Beverley mit zufriedener Miene. „So hatte der schwarze Spitzbube doch recht, der davon eben den Deutschen etwas vorfaselte. Nun, das ist ja gut! Hoffentlich giebt's Wasser; dann brauchen wir diese beschwerliche Tränkstelle vorläufig nicht wieder zu benutzen. Treibt die Schafe zusammen und macht alles fertig zum Abzuge!"

Die vier Schäfer kamen dieser Weisung alsbald nach. Es nahm aber immerhin einige Zeit in Anspruch.

Der reiche Squatter selbst und sein Sohn gingen zu den Pferden hin. Hattie wollte eben zu ihrem Pony eilen.

Da brauste plötzlich mit fürchterlichem Tosen die Wasserflut in die Schlucht, im Nu deren Grund überschwemmend.

„Alle Wetter!" schrie Beverley bestürzt. „Das kommt zu rasch, das Bachbett füllt sich in wenigen Minuten; wir können nicht mehr sicher durch den Ausgang flüchten. Ueberlaßt die Schafe und Pferde ihrem Schicksal, Leute! Denkt an die eigene Rettung! Hierher, Hattie! Alle rasch dort hinauf auf den Felsenvorsprung, der nicht schwierig zu erklimmen ist! Dort oben werden wir wohl in Sicherheit sein. Nach einer Stunde ist die Gefahr vielleicht schon vorüber."

Hattie, obgleich höchlich erschrocken, erklomm dennoch gewandt den schrägen zackigen Felsenvorsprung, der oben abgeplattet war, so daß darauf bequem einige Menschen stehen oder auch liegen konnten. Nach einer halben Minute befanden sich auch die anderen droben an dieser, unter den obwaltenden Umständen einzigen Zufluchtsstätte in der Schlucht.

Das Wasser unten stieg mit unheimlicher Schnelle. Bald war es so hoch, daß die Schafe und Pferde elend ertranken. Es war ein großer Verlust für Beverley.

Das Wasser brachte entwurzelte Bäume und daran hängende Gestrüppmassen in Menge mit. Diese stauten sich unglücklicherweise in dem schmalen Ausgang, und es entstand dadurch eine Stopfung, welche veranlaßte, daß das Wasser in der Schlucht noch rascher stieg als zuvor.

Reichlich drei Viertelstunden hatten Beverley und die Seinen angstvoll so ausgeharrt. Das steigende Wasser bespülte schäumend zuweilen schon die Kante des Felsenvorsprunges. Und hinter ihnen war die steile, fast überhängende, unerklimmbare Felsenwand.

„Sir," sagte bedächtig ein alter Schäfer, „ich befürchte, das Wasser wird vor Ablauf einer halben Stunde uns über die Köpfe steigen."

„Ja," sprach in dumpfer Verzweiflung der reiche Squatter. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, so sind wir verloren!"

Hattie war vor Angst halb ohnmächtig geworden. Mit irrem Blicke schaute sie nach oben.

Da — was war das?!

„Ernst!" schrie sie plötzlich. „Vater, Ernst ist da, um uns zu retten!"

Ja, da oben, gerade über den so schrecklich Gefährdeten, neigte der junge Deutsche den Kopf über den Rand der Schlucht. Dann wurden daneben auch die Köpfe Diezmanns und Georgs sichtbar.

„Aufgepaßt da unten!" rief Ernst. „Greift das Seil!"

Das lange, starke Seil wurde hinabgelassen. Am Ende desselben war eine Schleife angebracht.

„Zuerst Miß Hattie!" schrie Ernst.

„Das versteht sich!"

Das Rettungsseil wurde unter den Armen der jungen Dame befestigt, worauf sie von den Deutschen emporgezogen wurde, was ohne Unfall gelang.

Danach wurden auf dieselbe Weise nach und nach auch die anderen sechs gerettet.

Es war wirklich höchste Zeit. Denn als der letzte das Rettungsseil erfaßte, stand er schon knietief im Wasser. Und immer noch stieg die Flut in der Schlucht.

„Das war Hilfe in höchster Not!" sagte tief erschüttert Beverley. „Ohne diese rechtzeitige, entschlossene Hilfe hätten wir elend ertrinken müssen."

„Ja," sagte Diezmann lächelnd. „Und Sie wollten uns nicht einmal von dem Wasser gönnen, von dem Sie doch, wie mir scheint, nun im Ueberfluß haben."

Beschämt senkte der Squatter den Kopf. Dann versetzte er: „Verzeihen Sie mir, was vorher zwischen uns vorgefallen ist! Sie hatten recht; ich war im Unrecht. Lassen Sie uns fortan als Freunde und gute Nachbarn miteinander leben!"

„Von Herzen gern!" rief Diezmann. „Doch nun schnell nach meinem Hause! Denn vorläufig können Sie nicht über den hoch angeschwollenen Strom nach Ihrem Heim gelangen. Und besonders Miß Hattie bedarf nach solcher Todesangst wohl einiger Pflege."

Alle eilten unverzüglich nach Diezmanns Hause, wo dessen Frau und Schwiegertochter liebreich für Hattie Sorge trugen.

Eine Stunde später hellte das Wetter sich allmählich auf, und die große Flut begann sich zu verlaufen. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis ein Schäfer als Bote nach Beverleys Station gesandt werden konnte, um dort zu melden, daß alle gerettet seien.

„Ihr Sohn Ernst hat meine Hattie gerettet," sagte der nun ganz in seinen Gesinnungen umgewandelte Beverley. „Er liebt sie; sie liebt ihn; ich habe nichts mehr dagegen einzuwenden, daß die beiden ein glückliches Paar werden!"

So wurde denn die Verlobung gefeiert, welcher bald eine fröhliche Hochzeit folgte. Selbst der schwarze Jacky war damit höchst zufrieden, weil bei der Gelegenheit so mancher gute Bissen für ihn abfiel.

Mannigfaltiges.

Der Graf als Schuhmacher. — Auf seinem Schlosse bei Vendôme lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Graf Portalis. Im Gegensatze zu den meisten seiner Standesgenossen befleißigte er sich eines einfachen Lebenswandels und sorgte für die Bewohner sein Gutes und Dorfes derart, daß auf seinem Gebiete keine Armut zu finden war. Er ließ die Baracken der Tagelöhner niederreißen und baute ihnen saubere Häuser. Pächtern, deren Familien schon seit hundert Jahren dasselbe Land bewirtschafteten, gab er die Aecker gegen geringe Abzahlungen zu eigen. Wo es die Wohlfahrt seiner Untergebenen galt, gab er das Geld mit vollen Händen hin.

Diese Großmut war aber nicht nach dem Geschmack des Grafen Etienne, des Vetters und nächsten Verwandten des Grafen Portalis. Graf Etienne ging mit dem Gedanken um, seinen Vetter entmündigen zu lassen, weil er sein Gut und Geld verschwende und offenbar nicht recht bei Verstande sei. Um diese letztere Behauptung zu erweisen, suchte der habgierige Verwandte nach einer besonders auffallenden Thatsache, und diese sollte sich ihm bald bieten.

Wenn Graf Portalis seinen Morgenspaziergang durch das Dorf unternahm, verweilte er gern vor dem Hause des Schuhmachers Jaques, der ihm dann seine lustigen Lieder vorsang und dabei so geschickt mit der Ahle hantierte, daß der Graf ihm oft lange zuschaute und zuhörte. So wurde er allmählich in die Geheimnisse der Schuhmacherei eingeweiht, und schließlich überkam den Grafen die Lust, selbst einmal auf dem Schusterschemel zu sitzen und zu versuchen, ob ihm wohl die Herstellung eines Schuhs gelinge. Und siehe da, es glückte über Erwarten. Seitdem konnte man den Grafen hin und wieder neben Meister Jaques sitzen und emsig an einem Schuh arbeiten sehen. Diese Schusterei des Grafen konnte Graf Etienne dem zuständigen Gericht als ein Beispiel vollendeter

Narrheit anführen. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, seinen Vetter noch vor dessen Tode zu beerben, wenn nicht die große Revolution mit voller Gewalt hereingebrochen wäre. Banden des Wohlfahrtsausschusses durchzogen das Land, und die beiden gräflichen Vettern wurden nach Paris ins Gefängnis geschleppt, um sich vor dem Revolutionstribunal wegen Hinneigung zum Royalismus zu verantworten. Den sicheren Tod vor Augen, saß Graf Portalis in seiner Zelle, als diese plötzlich geöffnet wurde, und ein Nationalgardist eintrat.

„Ist es schon so weit?“ fragte Portalis.

„Herr Graf, erkennen Sie mich denn nicht?“

„Wie? Jaques, bist du es wirklich?“

Es war in der That Jaques, der ehemalige Schuhmacher seines Dorfes. Es folgte eine hastige Unterredung, dann entfernte sich Jaques und schloß die Zelle hinter sich zu. —

Der Tag, an welchem die beiden Grafen vor dem Revolutionstribunal erschienen, war da. Etienne, der zuerst aufgerufen war, wurde nach kurzem Verhör zur Guillotine verurteilt. Dann kam Graf Portalis an die Reihe.

„Bürger Portalis,“ fragte ihn der Vorsitzende, „bekennst du dich schuldig gemäß der vorgebrachten Anklage?“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte der Angeklagte, „bin ich nicht der ehemalige Graf Portalis, sondern der Schuhmacher Rousseau.“

Allgemeines Staunen und ungläubiges Kopfschütteln.

„Weshalb hast du das nicht früher gesagt?“

„Ich habe es gesagt,“ behauptete der Angeklagte, „man hat es mir aber nicht geglaubt.“

„Hast du einen glaubwürdigen Zeugen, der dich kennt?“

Jetzt trat ein Nationalgardist vor und rief: „Ich, Bürger Jaques, ehemals im Dorfe des Grafen Portalis wohnhaft, bezeuge, daß der Angeklagte mein Freund, der Schuhmacher Rousseau, ist.“

„Bürger Jaques, dein Zeugnis allein genügt uns nicht.“

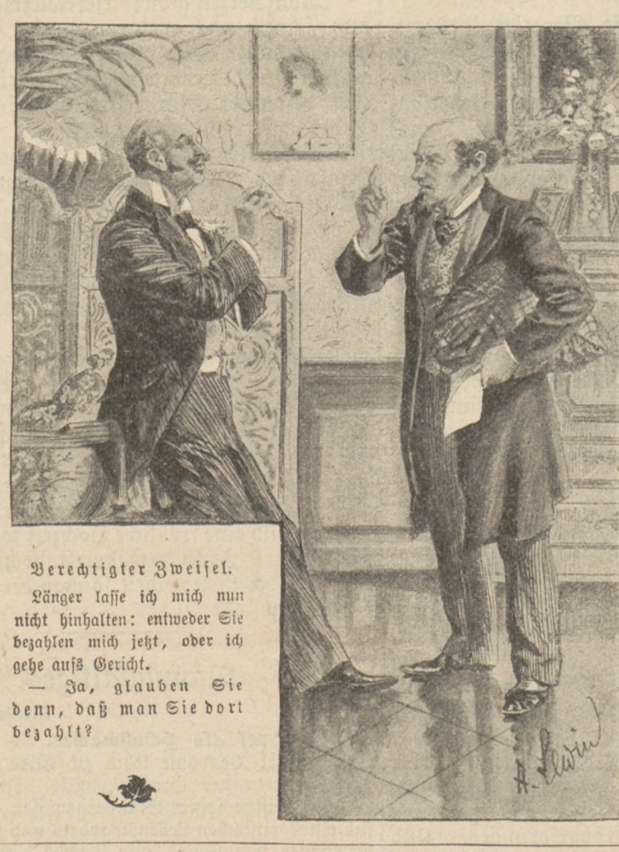
„So beantrage ich, den Schließer des Gefängnisses zu vernehmen. Er wird mir bezeugen, daß ich seine Stiefel mit neuen Sohlen versehen habe,“ sagte Portalis.

Der Schließer wurde vernommen und bestätigte die Aussage des Angeklagten. Nunmehr wurde Graf Portalis freigesprochen, und es gelang ihm, ins Ausland zu fliehen, noch ehe seine List entdeckt war. Sein Besitztum, welches von seinen Untergebenen vor Raub und Plünderung geschützt wurde, konnte er später, als die Zeiten ruhiger wurden, wieder antreten, und er blieb bis an sein Ende ein Wohlthäter seiner Umgebung. [M. H—d.]

Schmeichelhaft. — Die Anhänglichkeit des Admirals Nelson an seine Freunde war ebenso groß wie sein Mut. Als er nach dem ruhmvollen Siege bei Abukir in London von König Georg III. empfangen wurde, sagte ihm der Monarch vieles Verbindliche über seine Thaten und drückte ihm zugleich wegen des Verlustes seines rechten Armes sein Beileid aus. Nelson wandte sich hierauf zu dem Kapitän Berry, der schon seit langen Jahren sein treuer Begleiter in allen Feldzügen war, und stellte ihn dem König mit den Worten vor: „Ich versichere Sie, Sire, mein Verlust ist nicht so groß, als Sie glauben, denn hier steht meine rechte Hand.“ [L—n.]

Unter der Censur. — Ende der zwanziger Jahre wurde dem Berliner Romanschriftsteller Heinrich Smidt der Anfang einer Novelle vom Censor gestrichen, weil in derselben ein umgeworfener Postwagen am Leipziger Thore in Berlin vorkam. Denn — so rechtfertigte der Censor seine Handlungsweise — erstens erzeuge dergleichen Erdichtung ein Mißvergnügen gegen des Herrn Generalpostmeisters Nagler Excellenz, und zweitens werde zwar Nacht, Nebel, Sturm und Unwetter als Grund des Unfalls angeführt, allein es errege dergleichen doch immer eine Unzufriedenheit mit dem Dienste der Postillone, die unter allen Umständen gut fahren müßten, und es werde drittens auch die Staatskasse geschädigt, wenn man dem reisenden Publikum das Gefühl der Unsicherheit bei Reisen mit der königlich preußischen Post beibringe. [E. K.]

Humoristisches.



Berechtigter Zweifel.

Länger lasse ich mich nun nicht hinhalten: entweder Sie bezahlen mich jetzt, oder ich gehe aufs Gericht.

— Ja, glauben Sie denn, daß man Sie dort bezahlt?

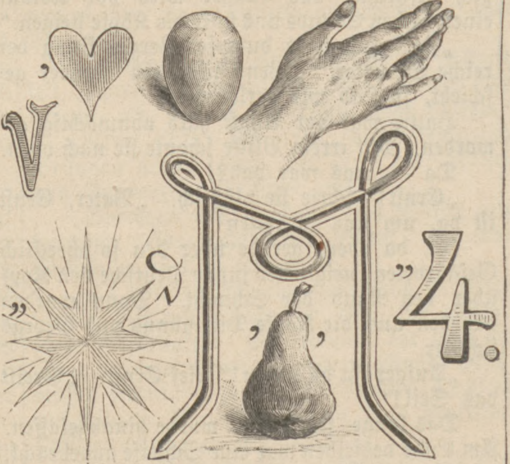


Englisch.

Aufseher: Das Rauchen im Park ist bei zwei Mark Strafe verboten, mein Herr!

Engländer: Well; ui lang' dürfen ich rauchen für swei Mark?

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 5:
Fleiß ist des Glückes Vater.

Versteck-Rätsel.

Abessinien, Kaiserstein, Verzweiflung, Amalia, Klagenfurt, Wärmemesser, Rosenheim, Stralsund, Heinrich, Himalaya, Liverpool, Vergessenheit, Ameisenbär.

Aus jedem der oben angeführten Wörter ist eine Silbe herauszunehmen. Werden die richtig gefundenen Silben in der gegebenen Reihenfolge aneinander gereiht, so ergiebt sich ein Sprichwort. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 7.

Palindrom.

„Liebchen, gieb mir einen Kuß,“
Sprach zu meinem Worte
Keck der Bruder Studio
An des Gartens Pforte. —

„Hol ihn dir!“ — und eins, zwei nahm's
Reißaus. — Es zu fangen
Lief der Jüngling, bis verkehrt
Es ihm ausgegangen.

Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösungen von Nr. 5:
der viersilbigen Charade: Bogenlampe;
des Homonyms: Vergehen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.